

Christuskirche Schulau

Feldstraße 32-36, 22880 Wedel

Predigtimpuls

Zum 21. Sonntag nach Trinitatis 24. 10. 2021

von Pastor Udo Zingelmann

Predigttext: Matthäus 10,34-39

Die Gnade und der Friede Gottes des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes sei mit euch allen.

Amen

Der heutige Predigttext steht im Evangelium nach Matthäus im 10.Kapitel:

„Jesus sprach zu seinen Jüngern: Ihr sollt nicht meinen, dass ich gekommen bin, Frieden zu bringen auf die Erde. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Denn ich bin gekommen, den Menschen zu entzweien mit seinem Vater und die Tochter mit ihrer Mutter und die Schwiegertochter mit ihrer Schwiegermutter. Und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein. Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert; und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert. Und wer nicht sein Kreuz

auf sich nimmt und folgt mir nach, der ist meiner nicht wert. Wer sein Leben findet, der wird's verlieren; und wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird's finden.“

Amen

Liebe Gemeinde,

wie viele sind unter Ihnen, die jetzt glauben, ihren Ohren nicht ganz getraut zu haben? Die am liebsten nachfragen möchten: Steht das so in der Bibel? Ja, es steht wirklich drin, beim Evangelisten Matthäus und mit etwas anderen Worten auch bei Lukas. Ohne Frage ist das ein Bibeltext, der verstört. Der uns den Kopf schütteln und die Stirn runzeln lässt. Nicht Frieden wird verkündet, sondern das Schwert. Das von demselben Jesus, der bei seiner Festnahme in Gethsemane zu Petrus gesagt hat: „Wer vom Schwert lebt, wird durch das Schwert umkommen!“ Das von dem Jesus, bei dessen Geburt die Engel im Himmel gesungen haben: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“ Und von dem wir gerade eben gehört haben: „Wer dich bittet, mit ihm eine Meile zu gehen, mit dem gehe zwei!“ Statt dessen: „Ich bin gekommen, die Menschen zu entzweien.....“ So kennen wir Jesus gar nicht. Oder wollen ihn nicht kennen. Einen solchen Jesus, der seinen Anhängern keine Versöhnung bringt, sondern geradezu finstere Drohungen.

Gefühle aber soll man nicht übergehen. Vielleicht spüren Sie einmal einen Augenblick in sich hinein, wie es Ihnen mit diesen Worten geht, was es in Ihnen auslöst, wenn Sie solche Worte Jesu hören – „Ich will entzweien, nicht versöhnen; ich will nicht Frieden bringen, sondern das Schwert“ – vielleicht sind Sie irritiert; möglicherweise auch verärgert oder schockiert. Das ist wichtig, wahrzunehmen. Denn unsere Empfindungen über einen Bibeltext, gerade auch über einen so schweren, sagen uns etwas über unser Beziehung zum Evangelium und auch über unser Christsein.

Tatsächlich begegnet uns in diesen Worten ein nicht nur lieber Jesus, sondern einer, der auch harte Konsequenzen ausspricht und mitunter sogar fordert. Und wer diese Seite von Jesus nicht haben mag, sie lieber verdrängt oder mit Ärger und Wut bekämpft, der mag vielleicht einmal darüber nachdenken, ob sein eigenes Bild vom Sohn Gottes ein vollständiges ist. Denn ist es nicht so auch mit jedem Menschen: Ärger und Wut und auch einmal harte Worte gehören zu jedem von uns. Wir alle kennen das auch von uns, von Situationen und Konflikten, die zum Leben eines Menschen dazu gehören. Genauso auch zu Jesus, der als Sohn Gottes eben auch ganz und gar ein Mensch war.

Setzen wir uns mit seinen Worten auseinander, dann wäre zunächst einmal daran zu erinnern, dass diese Worte eine Realität in der frühen Christenheit, aber auch in der ganzen Geschichte des Christentums widerspiegeln. Der Glaube hat immer wieder Menschen entzweit, selbst Familien getrennt, wenn Vater oder Tochter sich als Christen bekannten und der andere Teil der Familie aus welchen Gründen auch immer damit überhaupt nicht leben konnte. Das Christentum selbst hat in seiner Geschichte mehr als einmal nicht Frieden, sondern das Schwert gebracht. Ich denke an die Kreuzzüge, an gewaltsame Missionierungen in Europa und in Übersee. Wenn es auch Gott geklagt sei, dass Kirche und Christen diese Irrwege gegangen sind – Realität sind sie nun einmal. Genauso aber hat es in der Geschichte unzählige Menschen gegeben, für die ihr Christsein zu einem Kreuz wurde, das ihr eigenes Blut gekostet hat. Wenn Sie einmal überlegen: Was glauben Sie, in welchem Jahrhundert am meisten Christen wegen ihres Glaubens verfolgt wurden? Von Anbeginn an, seit den Christenverfolgungen, über das finstere Mittelalter, bis in die Zeit des Kirchenkampfes in der NS-Zeit? Ob Sie es wussten oder nicht, als das Jahrhundert, in dem am meisten christliches Blut geflossen ist, gilt das gerade erst vergangene 20. Jahrhundert. Das hat natürlich auch etwas mit der gegenüber früher gestiegenen Zahl der Christen zu tun – aber man soll nicht meinen, nur weil wir hier in Nordwesteuropa in Sicherheit leben, sei das im Rest der Welt

auch so. Wenn unser katholische Gegenüber, der Papst in Rom neue Bischöfe einsetzt, dann gehört zu der Zeremonie immer ein Satz in dem Sinne: „Euer Einsatz für die Kirche und das Christentum muss bis zum Blutvergießen gehen.“ Des eigenen, versteht sich. Und Dutzende ermordeter Priester und Bischöfe vor allem in Lateinamerika zeugen davon, dass das keine leeren Formeln sind.

Diese Erfahrungen haben Christen von Anfang an gemacht – in der Zeit der Christenverfolgungen im alten Rom, da konnten des Menschen Feinde nur allzu leicht seine eigenen Hausgenossen werden, wenn sie ihn als Christen denunzierten und er als solcher den Tod in der Arena zu erwarten hatte – es sei denn, er wäre bereit, seinem Christsein abzuschwören und auf das Kreuz zu spucken. Da kamen Christen in die Situation, sich entscheiden zu müssen, wie ernst es ihnen wirklich war mit ihrem Glauben – oder ob ihnen ihr Leben, ihre Familie wichtiger waren.

Aber auch in den Zeiten, als es nicht gleich um Leben oder Tod ging, hatte „Nachfolge“ für die ersten Christen oft eine ganz wörtliche Bedeutung. Viele von ihnen verließen wirklich alles, was sie hatten – Familie und Arbeit, Heimat und Kinder – und zogen mit Jesus durchs Land. In diesem Sinne gab es viel mehr „Nachfolger“ als nur die 12 Jünger, es muss eine recht beachtliche Gruppe gewesen sein und es waren nicht nur Männer darunter. Und auch nach dem Tod Jesu lebten diese Menschen ihren Glauben weiter: für alle sichtbar zogen sie zu zweit oder zu dritt durchs Land, ohne Besitz und Heimat, um zu predigen und zu missionieren, um Menschen herauszurufen aus ihrem Alltag – hin zu einem radikalen Leben im Glauben.

Daneben gab es natürlich auch von Anfang an die anderen, die wachsenden, sesshaften Gemeinden wie die erste in Jerusalem. Hier war man sesshaft und städtisch. Wohl sogar Angehörige der Oberschicht gehörten dazu wie Josef von Arimathäa, in dessen Felsengrab der tote Jesus gelegt wurde. Schon früh stehen also zwei Arten, das Christentum zu leben, nebeneinander: hier die

Wandernachfolger, allem Irdischen abhold, dort die sesshaften Gemeinden. Nach zwei, drei Generationen aber muss die radikale Wanderbewegung verschwunden sein. Eine frühe Kirchenordnung um das Jahr 100 warnt bereits vor „wandernden Propheten“: wenn diese zwei oder drei Tage blieben und sich verköstigen ließen, sei es gut; andernfalls, wenn sie länger bleiben wollten, handelt es sich um falsche Propheten, um solche, die sich auf Kosten anderer ohne Arbeit durchfüttern lassen wollen. So gewann ein Christentum die Oberhand, das mitunter auch die Lehre Jesu zähmte und die radikalen Forderungen umdeutete, das sich in der Welt bequem einrichtete, bis es sogar zur offiziellen römischen Staatsreligion wurde. Doch genau in dieser Zeit findet auch wieder eine Rückbesinnung statt auf den radikalen und den armen Jesus: das Mönchtum entstand, das die Idee radikaler Nachfolge aufnimmt, selten wandernd, meist in Klöstern ja bis heute die völlige Absage an alle irdischen Bindungen (Familie, Besitz) mit großem Ernst lebt.

Zwei Wege also – stellvertretend für noch mehr andere herausgegriffen – das Christsein zu leben. Der eine, radikal alles Irdische aufgebend; der andere, den Glauben als Teil des Lebens zu verstehen. Und die Frage drängt sich auf: welcher Weg ist der richtige?

Liebe Gemeinde, bitte seien Sie nicht enttäuscht, wenn ich jetzt nicht sagen: dieser oder jener ist der richtige. So einfach ist es denn doch nicht. Die Antwort, die ich geben möchte, ist folgende:

Ganz sicher hat Jesus viele radikale Worte gesagt. „Liebet eure Feinde“ – ist das zum Beispiel weniger radikal? Er hat solche Sätze gesagt, weil es ihm mit seiner Sache heiliger Ernst war. Es ihm im Grunde um nichts anderes ging als um Gott. In diesem Sinne kann ich aber Jesu Wort vom Schwert nicht als Aufforderung zur Gewalt verstehen. Das passte wirklich nicht zu Jesu Botschaft von der Liebe Gottes, die er glaubte und lebte. Jesu Wort vom Schwert ist für mich eher ein Bild, ein Sinnbild für die Notwendigkeit, sich zu entscheiden. Nämlich für den Glauben an

Gott oder gegen ihn. Und Entscheidungen können immer auch Trennungen zur Folge haben. Die Radikalität der Worte Jesu entspringt seinem Glauben und der Unterscheidung von letzten und vorletzten Dingen. Aus den Bindungen an das Vorletzte will Jesus befreien zur Offenheit für das Letzte, für Gott. Bindungen in dieser Welt sollen mich nicht daran hindern, ich selbst zu sein; sollen nicht am Hören auf Gottes Wort hindern. Wo sie das tun, weil etwa die Bindung an den Besitz, an Geld und Gut zu meinem Gott wird, über den ich alles andere vernachlässige – mein Leben, meine Liebe, meinen Glauben – da will Jesus mich aus diesen Bindungen herausrufen. Das gilt in gewissen Sinne dann auch für die Familie: wir alle wissen, dass junge Menschen erst dann wirklich erwachsen werden, wenn sie sich zu gegebener Zeit auch vom Elternhaus lösen und ihren eigenen Weg im Leben und Glauben gehen. Und heute dürften uns noch ganz andere Größen und Mächte einfallen, die Menschen daran hindern, wirklich sie selbst zu sein, den eigenen Weg zu finden. Ich denke an die Werbung, die uns beeinflusst, Teile der Medienwelt, die uns eine Scheinrealität vorgaukeln oder zumindest die Wertigkeiten einseitig verschieben – hin zum Schönen, Jungen, Reichen.

In diesem Sinne verstanden, sind die so radikalen Worte Jesu weniger eine Aufforderung für einen bestimmten Lebensstil – oder auch Glaubensstil – sondern ein Ruf dazu, das eigentliche, das Letzte, nämlich Gott, nicht aus den Augen zu verlieren. Und sie sind auch eine wichtige Erinnerung, dass selbst das Evangelium kein Garant für Frieden und Harmonie um jeden Preis ist. Die Botschaft von dem Gekreuzigten und Auferstandenen bleibt immer auch sperrig und der Welt eine Torheit. Und es ist auch immer die Aufgabe der Kirche bis heute, neben der Botschaft von der Liebe Gottes auch aufzustehen da, wo gegen diese Liebe gehandelt wird. Ihre Stimme zu erheben für die Stummen und die Sache derer, die verlassen sind. Auch einmal Stachel zu sein im Fleisch der Welt. Um jeden Preis, um jedes lieben Friedens willen Streit zu vermeiden, ist nicht im Sinne Jesu. Das Wort vom Schwert, das Jesus bringen will, lässt sich so auch als Bildersprache verstehen

in dem Sinne von: „Ich bin nicht gekommen, faule Kompromisse oder oberflächlich Harmonie zu bringen, sondern leidenschaftlich Streitgespräche“.

Liebe Gemeinde, das Evangelium verspricht in diesem Sinne auch keine schnellen Lösungen oder ich kann es noch anders sagen: Jesus verheißt uns nicht das Paradies, in dem wir wie unwissende Kinder wären, die nicht selbst entscheiden brauchen und können. Jesus verheißt uns das Reich Gottes, in dem nicht ungeschehen gemacht wird, was Leben ausmacht – und dazu gehören auch Entscheidungen und Schmerzen. In dem aber aufgehoben und gut gemacht sein wird, was wir Menschen gelebt haben. Jesus verheißt nichts weniger als Leben, erfülltes Leben in der Gemeinschaft mit ihm. Dass wir es finden, ein jeder und jede von uns, das wünsche ich mir und Ihnen.

Amen